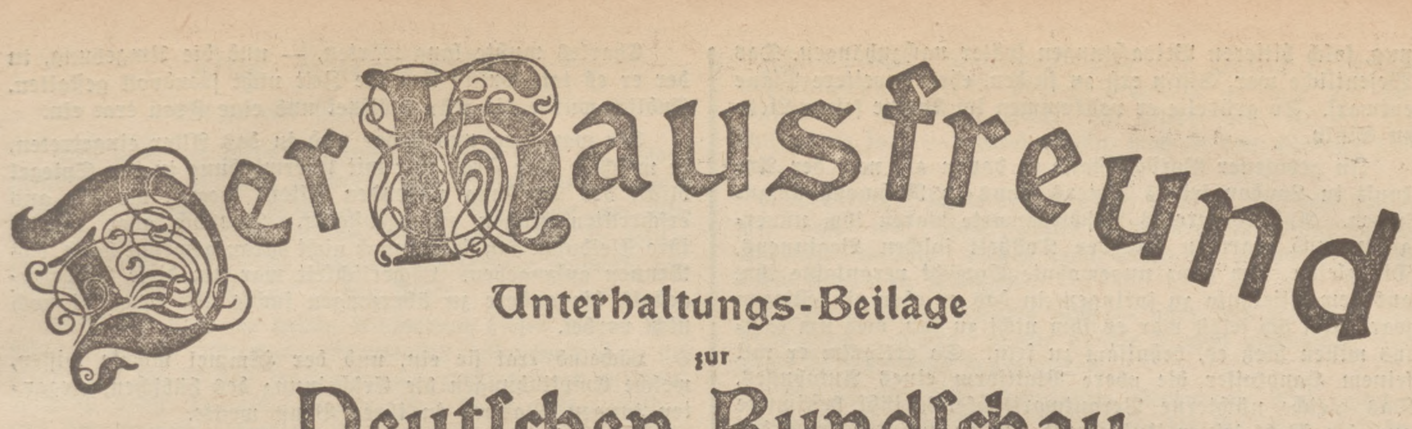


Nr. 241. Bromberg, den 23. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(20. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Wirklich." Der Impuls, der ihm diese Antwort eingegeben hatte, war dem Gedanken entsprungen, daß die närrischen Weibsleute unten ihm das Gegenteil nicht nachweisen konnten.

„Um welche Zeit kam Thalassa aus Flint House mit der Nachricht von Ihres Bruders Tod?"

„Den genauen Zeitpunkt kann ich nicht sagen. Er ging erst zum Polizeiamt."

„War Ihr Sohn da bereits zurück?"

„Ich bin außerstande, Ihnen das sagen zu können. Er geht gewöhnlich gleich auf sein Zimmer, wenn er von einer Abendwanderung heimkehrt."

„So wissen Sie gar nicht, ob er daheim war, als Sie das Haus verließen?"

„Ich nahm an, er sei daheim."

„Sie sahen nicht in seinem Zimmer nach?"

„Nein. Ich wollte ihn nicht stören."

Barrant sah drein, als gäbe es für all diese Antworten nur eine mögliche Deutung. Dennoch aber unterblieb die Frage, die Austin am meisten gefürchtet hatte. Barsch und befehlend sagte er: „Zeigen Sie mir das Zimmer Ihres Sohnes."

Er sprach diese Worte und stand da wie einer, dem des Gesetzes ganze Macht den Rücken deckte, der nur zu befehlen braucht, damit andere gehorchen müssen.

Das Suchen dort verlief ergebnislos, und wortlos ging Barrant. Gleich darauf hörte Austin Turold, wie er im unteren Stockwerk die geschreckten Frauen verhörte. Aufmerksam lauschend erhaschte er einen Teil des Gespräches, der keinen Zweifel darüber ließ, wem Barrants heutiger Besuch zu danken war.

24. Kapitel.

Austin Turold irrte, wenn er meinte, sein Sohn habe Cornwall verlassen, um aus England zu fliehen. Charles hatte ziemlich die Wahrheit verraten, als er sagte, er gehe nach London, um Sisily zu suchen. Den wahren Grund dieser Reise aber hatte er dem Vater nicht mitgeteilt.

Sein Besuch in London galt der Ausführung eines feststehenden Planes. Er glaubte zu wissen, wo Sisily vermutlich Zuflucht gesucht hatte. Gleich nach ihrem Verschwinden hatte diese Vermutung in seiner Phantasie gespukt und sein geheimes Denken erfüllt.

Es war das Ergebnis eines ihrer letzten Gespräche — ihrer beider gemeinsame Erinnerung. Wie deutlich lag sie ihm im Sinn! Sie waren in den Klippen draußen gewesen, am Tage, nachdem Sisilys Mutter gestorben war, und Sisily hatte sich an seine Gegenwart geklammert, als sei er ihr einziger Freund auf der Welt. Aus der Tiefe eines übervollen Gemüts, das nach Aussprache drängt, hatte sie ihm von dem traurigen Leben ihrer Mutter erzählt, und ungewollt kam da auch viel von ihrer eigenen Seelenqual ans Licht. Und sie berichtete Seltsames aus den letzten Lebensstunden ihrer Mutter.

Auf dem Sterbebett schien das unselige Weib von Sorge um ihrer Tochter Zukunft befallen worden zu sein — verspätet meldete sich böse Ahnung nach dem Geständnis, das sie dem vermeintlichen Gatten abgelegt hatte. Das schien Charles später wohl begreiflich, wenn auch nicht zur Zeit, da Sisily es ihm anvertraute. Denn die Mutter war gestorben, ohne dem Mädchen auch nur die leiseste Andeutung über das Geheimnis ihres Lebens zu hinterlassen.

Doch hatte sie den schwachen Versuch unternommen, ihr Kind vor etwaigen bösen Folgen jenes unseligen Bekenntnisses zu bewahren. Flüsternd hatte sie den Namen einer Freundin aus ihrer Mädchenzeit genannt, die ihrer Tochter beistehen würde, wann immer sie Hilfe brauchte. Auf ihre dringende Bitte mußte Sisily sie im Bett aufrichten, damit sie die Adresse niederschreiben könne. Als sie dies mit unsäglicher Mühe vollbracht hatte, sank sie erschöpft in ihre Kissen zurück und hielt die Hand des Kindes umklammert, das sie liebte und dessen Zukunft durch das Gebot ihres Gewissens nun zerstört worden war.

Charles wußte noch genau, daß Sisily jenes unscheinbare Papierfetzchen hervorgezogen, mit bebenden Lippen geküßt und ihm schweigend gereicht hatte. Mühsam nur konnte er die verwischte Schrift entziffern. Catherine Pursill, Charleswood, Surrey, stand da geschrieben, und Sisily hatte gesagt, sie wolle die Adresse der alten Freundin ihrer Mutter nicht vergessen.

Charles beschloß, gleich nach seiner Ankunft in London nach Charleswood zu fahren. Die Sterbende schien mit Gewißheit angenommen zu haben, daß ihre Freundin noch dort wohne, wenn sie auch seit zwanzig Jahren nichts von ihr gehört hatte. Sie hatte Sisily erzählt, daß Frau Pursill im eigenen, von ihren Eltern ererbten Hause wohne und daher wohl schwerlich anderswohin verzogen sei. Die Möglichkeit, daß der Tod sie fortverschlagen haben könne, ohne sie um Erlaubnis zu fragen, schien ihr nicht in den Sinn gekommen zu sein.

Charles Turold jedoch dachte daran, während er sich immer weiter von Cornwall entfernte. Aber er wies den schauerlichen Gedanken von sich und klammerte sich an die unbestimmte Vermutung, weil nichts anderes da war, was ihn hätte stützen können. Und als London erreicht war, hatte er so viel Hoffnungen auf eine bloße Annahme gesetzt, daß kein Zweifel ihm verblieb. Die letzte Stunde seiner Fahrt füllte er damit aus, sich das Wiedersehen mit der Geflüchteten vorzustellen, sich auszumalen, wie er sie halten, sie küssen, sie in seinen Armen gegen eine Welt schützen wollte. Und später? Nein, er wollte nicht daran denken, was später zu geschehen hatte und wie er es anstellen mußte, sie vor dem Auge des Gesetzes zu schirmen. Er lehnte auch ab, seine eigene Lage zu überdenken, die genügend bedrohlich war für einen Mann, der daran ging, Schützer und Schirmer eines Mädchens in Sisilys Situation zu sein. All diese bösen Gedanken bannte er aus seinem Sinn. Zeit ge-

nung, solch bitteren Betrachtungen später nachzuhängen. Das Wesentliche war, Sisily erst zu finden, ehe er weitere Pläne entwarf. So grübelte er vollkommen im Banne seiner Liebe zu Sisily.

In gebotener Vorsicht stand er davon ab, nach der Ankunft in London seines Vaters Haus in Richmond aufzusuchen. Austin Turolds Abschiedsworte waren ihm unvergessen und warnten vor der Tollheit solchen Beginnens. Die gleiche, ihm ganz ungewohnte Vorsicht veranlaßte ihn, aus dem Mietauto zu springen, in das er eben eingestiegen war. Um sich selbst war es ihm nicht zu tun, doch um Sisilys willen hieß es, behutsam zu sein. So erklomm er mit seinem Handkoffer die obere Plattform eines Autobusses. Das gleiche nüchterne Verantwortlichkeitsgefühl bestimmte auch die Wahl seiner Unterkunft, als er von der Höhe des Gefährts zur heißen Straße herniederstieg. Nah Charing Croß mietete er ein schlichtes, ruhiges Zimmer. Als er gebadet und sich ein wenig gelabt hatte, kaufte er in einem benachbarten Buchladen einen Fahrplan. Der nächste Zug nach Charleswood verließ Charing Croß in weniger als einer halben Stunde. Er ging zum Bahnhof hinüber, löste eine Karte, nahm seinen Sitz ein. Wenige Minuten später ging der Zug ab.

„Nun, da er sich wirklich anschickte, seinen Entschluß zur Tat werden zu lassen, fielen die alten Zweifel mit erneuter Kraft ihn an. Er aber weigerte sich, ihnen Gehör zu geben. Er sagte sich, daß einer Sterbenden letzter Gedanke wohl kein Irrtum gewesen sein konnte, und daß er deshalb Sisily in Charleswood finden mußte.

In einer kleinen, abseits vom Wege gelegenen Station stieg er aus. Der Portier, der ihm die Fahrkarte abnahm, starrte ihn an, als er fragte, ob Frau Pursill in Charleswood wohne. Er schien nachdenken zu müssen, ehe er zustimmend nickte. Dann geleitete er Charles bis an den Ausgang und deutete auf ein altes Haus, das weiß umzäunt, unter grünen Bäumen auf halber Höhe eines fernen Hügels lag. Dann blickte er dem jungen Mann nach, der die Dorfstraße hinunterschritt.

Es war ein weiter Weg, wohl über eine Meile. Dann stand Charles vor dem weißen Zaun und der Baumgruppe, hinter welcher das grün umrankte Haus lag. Das Gebäude sah aus wie ein efeuumsponnenes Grab. Beklemmung überkam Charles, da er das betrachtete. So melancholisch war der Anblick, daß seine stolze Hoffnung rasch sank.

Es war keine Glocke da, nur ein altmodischer Türklopfer, der, steif und offenbar wenig benützt, seinen Versuchen widerstand. Doch es dauerte recht lange, bis sein Klopfen Beachtung fand.

Als die Türe endlich geöffnet wurde, stand ein hübsches schlankes Stubenmädchen da. Nichts Düsteres war an ihr außer dem schwarzen Kleide, und dies einzige war durch ein kokettes weißes Schürzchen gemildert. Mit hellem, fragendem Blick sah sie auf den jungen Mann, als sei sie erstaunt, ihn hier auftauchen zu sehen.

„Wohnt Frau Pursill hier?"

„Ja", gab sie leicht zögernd zur Antwort.

Das Hoffnungsthermometer in Charles' Brust stieg um etliche Grade.

„Könnte ich sie sprechen?" fragte er eifrig.

„Ich will nachsehen. Wen darf ich melden?"

„Oh, keinen Namen. Frau Pursill würde ihn nicht kennen. Aber ich komme in dringender Angelegenheit."

Zweifelnd sah das Mädchen ihn an und ließ ihn stehen, während sie hineinverschwand.

Aus der Tiefe des Hauses drang dann das erregte Flüstern einer Frauenstimme durch die halboffene Tür zu ihm. „Wie sieht er aus?" „Wie ein Herr, gnädiges Fräulein, — jung und sehr nett." Eine kleine Pause. Dann wieder der Klang der ersten Stimme: „Führen Sie ihn in den Salon und bitten Sie ihn, Platz zu nehmen."

Mit diesem Auftrag kehrte das Mädchen wieder und führte Charles in ein großes finsteres Gemach. Kokett bot sie ihm einen Stuhl, ging dann leise hinaus und schloß die Tür hinter sich.

Der Raum, in dem er sich befand, trug den Stempel vergangenen, längst verblichenen Wohlstandes.

Charles mußte lang warten, — und die Umgebung, in der er es tat, konnte ihm die Zeit nicht freudvoll gestalten. Endlich wurde die Tür geöffnet und eine Frau trat ein.

Sie war lang und hager und in das Alter eingetreten, in welchem eine Frau nur mit Überwindung in den Spiegel blickt, der Drohung nahenden Alters wegen, die ihr aus erschreckten Augen entgegenstarrt. Dennoch aber verriet ihre Kleidung, daß sie sich noch nicht daran gewöhnt hatte, das Rennen aufzugeben. Lächerlichkeit war um diese Mädchengestalt, die andere zu überzeugen suchte, ihr Lenz sei noch nicht vorbei.

Lächelnd trat sie ein, und der Himmel mochte wissen, welche Empfindungen die Erscheinung des hübschen, eleganten jungen Mannes in ihrer Brust weckte.

„Sie wünschen mich zu sprechen?" fragte sie.

„Frau Pursill?" fragte er zurück.

Kopfschüttelnd verneinte sie. „Ich bin Fräulein Pursill. Meine Mutter ist krank."

„Ich muß sie sehr dringend sprechen."

„Meine Mutter bleibt in ihrem Schlafzimmer."

„Ich kam eigens ihretwegen aus London", versetzte er angstvoll, „was mich herführt, ist von höchster Wichtigkeit."

„Können Sie es mir nicht sagen?" flüsterte sie.

„Ich fürchte, das wird nicht gehen."

Unruhig kam sie herangetrippelt, als wolle sie dem hübschen Menschen näher sein.

„Gut, Sie sollen sie sehen. Doch Sie werden nicht mit ihr sprechen können. Folgen Sie mir!"

Sie gingen die Treppe hinauf. Im ersten Stock öffnete Fräulein Pursill eine Tür und ließ Charles eintreten. Es war ein Schlafgemach, das, gleich dem unten gelegenen Salon, in Prunkstil vergangener Tage eingerichtet war. Vor dem Kamin saß im bequemen Lehnstuhl eine alte Frau, in dicke Decken gehüllt. Sie sah nicht auf, als sie eintraten, blieb vielmehr ganz still, — eine reglose Gestalt, deren Kopf unaufhörlich nickte.

„Das ist Frau Pursill", sagte ihre Tochter.

Charles blickte nach der alten Frau und wandte sich ab. Sie hatte alles hinter sich, nur das Warten auf den Tod blieb, und es war unmöglich, sie anzusprechen oder sie nach etwas zu fragen. Es war die letzte Phase völligen Verfalles. Er bezwang gewaltsam sein Erschrecken, denn er war sich bewußt, daß der Blick der Jüngeren an seinem Antlitz haftete.

„Kann ich Ihnen nicht Auskunft geben — —" sagte sie nun und lächelte einfältig.

All seine Sorge sprach aus seinen Zügen.

„Ich glaube annehmen zu dürfen, daß eine junge Dame, die ich kenne, die Tochter einer alten Freundin Ihrer Mutter, gegenwärtig hier ist."

„Hier gibt es keine junge Dame", entgegnete sie mit hartem Blick. „Ich weiß nichts davon. Wie sollte sie heißen?"

„Ich fürchte, daß ich mich irre", Charles war sofort vorsichtig geworden, „es tut mir wirklich sehr leid — —"

Sie war nicht eben unempfänglich für das bestrickende Lächeln, das er zu seiner Entschuldigung bereit hatte, doch sie sah ihn seltsam an, als sie mit ihm bis an die Türe ging.

Finster und verärgert fuhr Charles nach London. Der Schlag traf ihn fast zu heftig. Er hatte so sehr gehofft, Sisily in Charleswood zu finden, nun aber war ihm, als habe er sie endgültig verloren. Er war nun gezwungen, in der großen Weite von London nach ihr zu suchen, und solch Beginnen schien ihm hoffnungslos.

Als aber der Zug Charing Croß erreichte, hatte er sich bereits gesammelt. Er wollte nicht verzweifeln, Sisily war irgendwo in London. Sie war nur wenige Abende vorher in Paddington ausgestiegen, folglich war dies der gegebene Ausgangspunkt für Nachforschungen. So fuhr er nach Paddington, und diesmal im Mietauto.

(Fortsetzung folgt.)

Der Passagier.

Skizze von Wolfgang Federau.

Seit mehr als vierundzwanzig Stunden trieb die „Aden" hilflos auf den Wellen. Während das Wasser durch die zerrissene Backbordhaut eindrang und im Laderaum von Minute zu Minute stieg, saß der Bordtelegraphist in seiner engen Kabine und funkte, blaß und verzerrten Gesichts, unermüdlich sein „S. O. S." in den Äther.

Aber als auch am späten Nachmittag dieses Tages noch kein einziges Rettung andeutendes Rauchwölkchen sich zeigte, als die Wellen die Bullaugen zerschmettert und Ruderhaus nebst Kommandobrücke über Bord gefegt hatten, gab der Kapitän schweren Herzens die notwendigen Anordnungen zum Verlassen des Schiffes.

„Frauen und Kinder zuerst," brüllte er und ließ zur Sicherheit den Lauf seiner Pistole aufblitzen. Aber das erste Boot hatte noch nicht das Wasser erreicht, als der schwere, ruderlose Schiffskörper sich langsam drehte. In demselben Augenblick kam eine dunkle, harte, stahlgraue Welle, faßte das Boot, hob es hoch empor und schleuderte es mit ungeheurer Wucht gegen die Wand des Schiffes. Splittern des Holzes, Wehrufe, Hilfegeschrei, taumelnder Sturz von Menschenleibern — wenig später war alles vorbei. Nur ein paar Holzstücke, ein paar weitab auf den Wellen treibende Körper zeugten von der Tragödie dieses Augenblicks.

Mit den nächsten Booten ging es besser — sie kamen glatt zu Wasser, aber sie reichten nicht aus, neben den Passagieren auch noch die ganze Bemannung zu fassen. Die Offiziere, einige Heizer, zwei oder drei Matrosen und der Funker blieben zurück; und der Kapitän — der Kapitän natürlich auch.

Der Kapitän, der mit verkniffenem, grauem Gesicht über das Deck des sinkenden Schiffes kletterte, entdeckte plötzlich einen Mann, der sich an der Reling festgeklammert hatte und mit befremdlich ruhigem Gesichtsausdruck ins Wasser starrte. Ein Passagier offenbar.

„Warum sind Sie noch hier?" fauchte der Kapitän ihn an. „Warum sind Sie nicht in eines der Boote geklettert — he?"

„Ich wollte nicht," sagte der Passagier ruhig, und ein ganz leises Lächeln zuckte über seinen Mund.

„Wir werden in zehn Minuten sinken," schrie der Kapitän, plötzlich aus irgendeinem Grunde von einem törichten Wutanfall gepackt.

„Schön," sagte der andere, noch immer lächelnd.

„Sie sind verdammt kaltblütig, Herr. Ich empfehle Ihnen, Ihr Testament zu machen. Die Geschichte ist hoffnungslos, wissen Sie?"

„Ja, ich weiß — und ich habe mein Testament bereits gemacht."

„Haben Sie wenigstens eine Schwimmweste erwischt?" fragte der Kapitän. Aber dann sah er den anderen an, der schlank und schmal vor ihm stand, mit einer erschreckenden Gleichgültigkeit. Die Frage war überflüssig.

„Nein," erwiderte der Passagier.

„Verrückt," murmelte der Kapitän achselzuckend und ging wieder zu seinen Leuten.

Der Passagier sah ihm nach. „Ein patenter Kerl," dachte er. „Schade, daß ich ihn durch meine Anwesenheit ärgern muß. Er hat sich geärgert — ich sehe es seinem Gesicht an."

Eine Sturzwelle sandte ihren weißen Gischt bis zu ihm herauf und nahm ihm den Atem. Er versuchte, das Gesicht mit dem durchnäßten Taschentuch zu trocknen.

„Ich hätte," dachte er dann, „ihm ja sagen können, wie froh ich über diese Lösung bin. Ich hätte ihm die Geschichte mit Edith erzählen können. Dann würde er mich verstehen und zugeben, daß es gut für mich ist, nicht länger zu leben, das beste für mich. Ich habe viel zu büßen — in Amerika wollte ich ein neues Leben beginnen. Aber ich denke, es ist leichter, statt dessen mit diesem Leben Schluß zu machen. Sie wird weniger bitter an mich denken, wenn ich tot bin . . ."

In diesem Augenblick ging ein Zittern durch den Schiffsrumpf. Gleich darauf taumelte er wie ein Betrunkener, und das Deck lief unter den Füßen des Passagiers fort — irgend wohin, hoch in den Himmel hinein.

„Herunter!" schrie der Kapitän gellend, und der Passagier sah, wie sechs, sieben Menschen sich bemühten, in möglichst weitem Bogen vom Schiff ab in die drohende Tiefe hinein zu springen.

Der Passagier zögerte noch — aber das war nur ein Augenblick. Dann preßte er die Lippen zusammen und folgte dem Beispiel der anderen.

Als er aus der unendlichen, purpurnen Tiefe wieder empor tauchte, waren die Gedanken, die ihn eben noch beschäftigt hatten, wie ausgelöscht. Er lag auf dem Wasser, das er mit seinen starken Armen teilte, und begriff mit beglückender Freude, daß es ihn trug. Einige Male versuchte er festzustellen, wo das Schiff geblieben war. Aber er sah nichts als Wasser ringsherum. —

Der Passagier schwamm sehr lange. Die Sonne, die sich seit Tagen hinter einer dichten Wolkenwand verkrochen, mußte schon im Untergehen sein, denn es wurde sichtlich dunkler. Der Sturm hatte sich etwas gelegt, aber um so schauerlicher wirkte die ungeheure Einsamkeit der Wasserwüste. Jetzt zum ersten Male verspürte der Mann Ermüdung und Erschlaffung seiner Muskeln, fühlte er die Angst, die mit grausamen Fingern nach seinem Herzen griff.

Längst schon war das Wasser nicht mehr sein Freund, der ihn auf breitem Rücken freundlich trug, sondern ein harter, grausamer Feind, gegen den er mit wilden, regellosen Armbewegungen, mit stoßenden Beinen ankämpfte.

Verzweifelt irrten seine von dem Salzwasser schmerzenden Augen umher. Plötzlich, gerade als seine Muskeln erlahmend die Arbeit einstellen wollten, entdeckte er, nicht fünfzig Meter entfernt, einen Balken, an dem sich ein Mensch, halb rittlings sitzend, angeklammert hatte.

Der Anblick gab dem Passagier neue Kraft. In ruhigen, starken Stößen schwamm er auf das Holz zu. Als er ganz nahe war, erkannte er den anderen — es war ein Knabe, kaum fünfzehn Jahre alt, den er des öfteren auf dem Mitteldeck hatte spielen sehen. Seine Eltern — wo mochten die geblieben sein?

Das hübsche verängstigte Gesicht dieses Knaben — der ihm schon immer gefallen hatte — verzerrte sich vor Entsetzen, als er den Schwimmer sah. „Nein — nein," schrie er und versuchte eine abwehrende Handbewegung. „Es trägt nicht zwei!"

„Doch — doch," gurgelte der Passagier und griff mit beiden Fäusten nach dem Holz, das im selben Augenblick tief untertauchte. Er ließ es sofort los, und der Körper des Knaben kam wieder empor. Schreck und Angst hatten sein Gesicht zerwühlt, und die Tränen, die aus seinen Augen liefen, mischten sich mit dem Wasser, das aus seinen weichen, blonden Haaren herunter sickerte.

„Es trägt nicht zwei," flehte der Junge nochmals.

„Ich bin müde," sagte der Passagier und preßte die Lippen zusammen. „Und wenn's nicht zwei trägt, so doch einen." Und er dachte, daß der Balken, der den Knaben getragen, wohl auch ihn halten würde — ihn allein!

„Aber ich kann nicht schwimmen," jammerte das Kind.

Der Passagier sagte nichts mehr. Er schwamm zu dem Ende, darauf der Junge hockte, griff nach dem Holz. Wieder tauchte der Körper des Kindes unter — der Passagier aber hielt fest. Und nicht eher ließ er los, als bis er merkte, wie das Holz leichter wurde und nach oben strebte. Es war leer . . .

Der Passagier, mühselig auf den Balken klimmend, atmete befreit. Seine Muskeln entspannten sich, das Bewußtsein, der unmittelbarsten Todesgefahr entronnen zu sein, durchrieselte sein Blut mit einem warmen Glücksgefühl.

Aber ganz plötzlich sah er den blonden Schopf des Knaben vor sich, der wohl längst irgendwo am Boden des Meeres trieb. Er entsann sich, daß er hatte sterben wollen, und schon vorher auf dem Schiff zum Sterben bereit gewesen war. Er entsann sich all des Früheren, Gewesenen.

„Ist das Leben so?" stöhnte er. Dann löste er seine Hände von dem tragenden Balken, warf sich kopfüber ins Wasser, mit gewaltsam verschränkten Armen.

Und er sank unter wie ein Stein . . .

Aberglaube.

Von Franz Adam Beyerlein.

Sonntagmorgen. Durch den schmalen Spalt, der zwischen der Fenstermauer und der herabgelassenen Jalousie klafft, sehe ich die strahlende goldene Sonne, den blauesten Himmel. Es ist wohl noch früh. Trotzdem: heraus aus den Federn!

Gesagt, getan. Und nun ins Bad! Unter die Dusche! Herrlich!

Da, während ich mich abtrockne, kriecht etwas über die blanke Diele auf den Badeteppich zu, auf dem ich stehe. Eine Spinne, eine gewöhnliche kleine braune Spinne. Sogleich zuckt es mir durch den Sinn: „Spinne am Morgen — Kummer und Sorgen." Und gleichzeitig steigt die Vorstellung auf, daß Spinnen irgendwie schädliche Tiere seien, z. B. Bazillenträger. Aus einem Gemisch dieser beiden spinnenfeindlichen Überlegungen heraus lasse ich heimtückischerweise das Tierchen näher kommen und erlege es dann mit der Bürste, mit der ich mich abgeschrubbt habe. Ein häßlicher Fleck entsteht auf der blanken Diele. Die schöne goldene Sonne scheint darauf.

Und mit einem Male dünkt mich mein Handeln unsäglich albern und verwerflich. Als erste Tat am jungen, unschuldigen Morgen ein Leben vernichtet! Sind denn Spinnen wirklich Bazillenträger? — Wohl kaum. Im Gegenteil. Sie fangen gerade in ihren Netzen die Fliegen, die allerdings auf jenem Gebiet erheblich sündigen. Dabei bin ich keineswegs sentimental. Richard Wagner, der im Leben in (wie es sich hinterdrein herausstellte) berechtigtem Künstleregoismus sozusagen über Leichen schritt und ein andermal eine geradezu mystische Ehrfurcht vor dem Leben einer Ameise bekundete, ist mir immer lächerlich erschienen. Denn das Leben des einen ist der Tod des anderen; das ist nicht zu ändern. Aber wiederum: Leben ist heilig. Und ich — habe getötet aus einem törichten Aberglauben heraus, habe das Spinnchen, das aus seiner Ecke über die blanke sonnige Diele zu irgend einer für es wichtigen Verrichtung eilte, mit einer Bürste platt gedrückt, hauptsächlich wohl deshalb, weil sich Sorgen und Morgen reimen.

Jedenfalls behält der Aberglaube recht. Der strahlende Sonnentag ist mir irgendwie verdüstert, mein Frohsinn ist irgendwie verhagelt und mein morgenfrischer Mut irgendwie gedämpft.

Wirklich? Behält er recht, der dunkle Aberglaube?

Aber nein! Ich bin gewitzigt für das nächste Mal. Für immer hoffentlich. Ich habe gelernt: „Das Leben verlangt es leider, daß man zuweilen töte. Dann aber geschehe es nur aus einem vernünftigen Grunde!" Der Aberglaube brauchte sich nur auszuwirken, so hatte er sich auch schon überwunden.

Und die Sonne strahlt wieder und trocknet den kleinen häßlichen Fleck auf der blanken Diele.



Bunte Chronik



* **Der Geliebte der letzten Zarin.** Ein ehemaliger Geheimagent der berüchtigten Ochrana, N. Basmanow, plaudert in einer schwedischen Zeitung aus dem reichen Schatze seiner Erinnerungen. Eine der vielen Geschichten, die er erzählt, hätte sich als glänzender Stoff für einen Schauerroman im Stile Alexander Dumas' geeignet. Die Zarin, so behauptet der Geheimagent, stand in dem Ruf, zärtliche Beziehungen zu dem Hofmeister Fürst Orlow zu pflegen. Jedenfalls hatte der Fürst das Recht, jederzeit ohne vorherige Anmeldung die Gemächer der Zarin auch in Abwesenheit des Zaren zu betreten. Eines Tages erschien im Palais des Fürsten eine verschleierte Dame und übergab ihm den mündlichen Befehl der Zarin, sie sofort aufzusuchen. Der Fürst, der die ganze Nacht durchgezecht hatte, befand sich in einem Zustand, in dem er vor den Augen seiner Herrin nicht zu erscheinen wagte. Trotzdem nahm er sich zusammen, trank, nach russischem Brauch, ein Glas Essig, in dem Hering eingelegt war, aus, und begab sich zum Zarenpalais. Vor den Gemächern der Zarin stellten sich ihm zwei riesige Kosaken in den Weg. Auf Befehl Seiner Majestät, sagte einer der Kosaken, ist der Eintritt verboten. Der Fürst wollte die Leibwächter zur Seite schieben, bekam aber von ihnen einen Faustschlag ins Gesicht. Der Schlag war so stark, daß der Fürst zurücktaumelte. Als der zu sich gekommene Fürst den Revolver zog, erschien plötzlich aus einer Seitentür der Zar und fragte, was los sei. Dann befahl er dem Fürsten, sofort das Palais zu verlassen. Eine Stunde später bekam Fürst Orlow den Befehl des Zaren, seinen Abschied einzureichen und die Hauptstadt für immer zu verlassen. Am nächsten Tag war der Fürst bereits nach Kairo unterwegs. Einen Monat später traf aus Kairo die überraschende Meldung ein, daß Fürst Orlow, der sich einer vorbildlichen Gesundheit erfreute, plötzlich an einem Gehirnschlag verschieden wäre. Wie der Geheimagent jetzt behauptet, ist der Fürst vergiftet worden. Der ganze Zwischenfall war provoziert, und die verschleierte Dame war eine Agentin der Ochrana, die den ihr aus irgendwelchen Gründen nicht genehmen Fürsten in eine Falle locken wollte!

* **Die stärksten Männer von Japan.** Ringen ist Nationalsport von Japan. Zweimal im Jahre werden dort große Ringkämpfe, die beinahe einen sakralen Charakter tragen, veranstaltet. Sumo heißt ein sportlich religiöser Verein, dessen populärster Ringkämpfer auf den Namen Onosato hört. Man nennt ihn den Gott Sumos. Onosato ist erst 40 Jahre alt, wiegt aber 200 Pfund. Man sagt von ihm, daß er durch seine Intelligenz siegt. Allerdings ist die Intelligenz nicht die vornehmste Eigenschaft eines japanischen Ringkämpfers. Dieser Mann, der eher einem Muskelberg gleicht, wird bald wegen der Altersgrenze seine privilegierte Stellung verlassen müssen. Als sein Nachfolger wird wahrscheinlich der 20jährige Musashyama gewählt werden. Dieser starke Mann wiegt ganze 250 Pfund. Eine Bagatelle allerdings gegen den Ringkämpfer Degavatake. Dieser Ringkämpfer ist im wahren Sinne ein Berg von Fleisch und wiegt 400 Pfund. Seine Hände sind so groß wie Schreibmaschinen, pflegt man in Japan zu sagen. Einmal geschah es, daß Degavatake auf das Bein seines Gegners im Kampfe fiel — das Bein wurde zerschmettert. Sumo-Ringkämpfer, deren Gewicht zwischen 250 und 300 Pfund sich bewegt, sind keine Seltenheit.

Lustige Rundschau



* **Zurechtweisung.** Frau Schußlich hat eingekauft. Ist beladen mit unzähligen Paketen aller Formen und Größen. Rutscht ihr die Tüte mit den Eiern aus der Hand. Drei, vier Eier knallen auf dem Asphalt breit. Die Schußlichen starrt entsetzt. Rüffelt sie einer: „Sie sind aber ooch ä närrsches Huhn! Ausgerechnet uff dr Straße müss'n Se Eier legen!"

*

* **Der praktische Landwirt.** Malerin: „Sie haben wohl nichts dagegen, wenn ich hier in Ihrem Erbsenfelde male?" — Bauer: „Nee, ich wollte sowieso eine Vogelscheuche aufstellen."

*

* **Rummel.** „Tausend Mark zahle ich, wenn es mir nicht gelingen sollte, jede Tierstimme nachzuahmen." —„Dann mach' mal die vom Brathering nach!"

*

* **Aus der Schule.** Lehrer: „Wie nennt man einen Menschen, der den ganzen Tag im Wirtshaus zubringt?" — Otto: „Den nennt man Gastwirt."

*

* **Im Eifer des Streits.** „Was — Sie woll'n mehr sein als ich — Sie sind ooch bloß dasselbe, was ich bin — Sie — Sie — Ochse, Sie . . .!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.